

Philosophische Bibliothek · BoD

Franz Brentano
Psychologie vom
empirischen Standpunkt
Erster Band

Meiner



FRANZ BRENTANO

Psychologie
vom empirischen Standpunkt

Mit Einleitung, Anmerkungen und Register
herausgegeben von

OSKAR KRAUS

ERSTER BAND

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 192

Unveränderter Nachdruck 1973 der Ausgabe von 1924

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0013-6

ISBN eBook: 978-3-7873-2608-2

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1973. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. www.meiner.de

Inhalt des ersten Bandes

	Seite
Vorwort des Herausgebers	XI
Einleitung des Herausgebers	XVII
Vorwort Franz Brentanos zur 1. Auflage aus dem Jahre 1874	1

Erstes, einleitendes Buch

Die Psychologie als Wissenschaft

Erstes Kapitel

Über Begriff und Aufgabe der psychischen Wissenschaft	5
§ 1. Definition der Psychologie als der Wissenschaft von der Seele	6
§ 2. Definition der Psychologie als der Wissenschaft von den psychischen Phänomenen	13
§ 3. Eigentümlicher Wert der Psychologie	28

Zweites Kapitel

Über die Methode der Psychologie, insbesondere die Erfahrung, welche für sie die Grundlage bildet	39
§ 1. Besonderes Interesse, welches sich an die Betrachtung der Methode der Psychologie knüpft	39
§ 2. Die innere Wahrnehmung als Quelle psychologischer Erfahrung. Sie darf nicht mit innerer Beobachtung verwechselt werden	40

	Seite
§ 3. Betrachtung früherer psychischer Phänomene im Gedächtnisse	48
§ 4. Indirekte Erkenntnis fremder psychischer Phänomene aus ihren Äußerungen	51
§ 5. Studium eines Seelenlebens, das einfacher als das unserige ist	56
§ 6. Betrachtung krankhaften Seelenlebens	57
§ 7. Studium hervorragender Tatsachen im Leben Einzelner wie in dem der Völker	59

Drittes Kapitel

Fortsetzung der Untersuchungen über die Methode der Psychologie. Von der Induktion der höchsten psychischen Gesetze	62
§ 1. Die induktive Feststellung der allgemeinsten Eigentümlichkeiten setzt nicht die Erkenntnis der mittleren Gesetze voraus	62
§ 2. Unentbehrlichkeit einer Bestimmung der Grundklassen der psychischen Erscheinungen. Umstände, die sie möglich machen und erleichtern	62
§ 3. Eine der ersten und allgemein wichtigsten Untersuchungen ist die über die psychischen Elemente	64
§ 4. Die höchsten Gesetze der Sukzession psychischer Phänomene, zu welchen die Induktion aus innerer Erfahrung führt, sind streng genommen empirische Gesetze	66
§ 5. Über den Versuch von Horwicz, die Psychologie auf Physiologie zu gründen	67
§ 6. Über die Gründe, um derentwillen Maudsley die Erforschung der psychischen Phänomene nur auf physiologischem Wege für möglich hält	77
§ 7. Ob es bei dem gegenwärtigen Stande der Physiologie rätlich sei, auf Grund ihrer Data eine Rückführung der Sukzession psychischer Phänomene auf eigentliche Grundgesetze anzustreben?	91

Viertes Kapitel

Fortsetzung der Untersuchungen über die Methode der Psychologie. Ungenauigkeit ihrer höchsten Gesetze. Deduktion und Verifikation 94

§ 1. Ohne die Messung der Intensität der psychischen Phänomene können exakte Gesetze ihrer Aufeinanderfolge nicht gefunden werden 94

§ 2. Über die Versuche von Herbart und Fechner Maßbestimmungen dafür zu finden 96

§ 3. Von der Ableitung besonderer Gesetze der Aufeinanderfolge psychischer Erscheinungen mittels der deduktiven und der sogenannten umgekehrten deduktiven Methode 102

§ 4. Von dem Verfahren, welches bei der Untersuchung über die Unsterblichkeit einzuhalten ist 105

Zweites Buch

Von den psychischen Phänomenen im Allgemeinen

Erstes Kapitel

Von dem Unterschiede der psychischen und physischen Phänomene . . . 109

§ 1. Notwendigkeit eingehender Untersuchung der Frage 109

§ 2. Erläuterung des Unterschiedes durch Beispiele 110

§ 3. Die psychischen Phänomene sind Vorstellungen oder haben Vorstellungen zur Grundlage 112

§ 4. Bestimmung der psychischen Phänomene durch den Mangel der Ausdehnung, Widerspruch, der sich gegen diese Bestimmung erhebt 120

	Seite
§ 5. Charakteristisch für die psychischen Phänomene ist die Beziehung auf ein Objekt	124
§ 6. Psychische Phänomene können nur durch inneres Bewußtsein wahrgenommen werden; für physische ist nur äußere Wahrnehmung möglich	128
§ 7. Physische Phänomene können nur phänomenal, psychische auch in Wirklichkeit existieren ¹⁾	129
§ 8. Ob, und in welchem Sinne etwa, es richtig sei, daß von psychischen Phänomenen immer nur eines nach dem anderen, von physischen viele zugleich bestehen	132
§ 9. Rückblick auf die Begriffsbestimmungen der physischen und psychischen Wissenschaft	136

Zweites Kapitel

Vom inneren Bewußtsein	141
§ 1. In welchem Sinne wir uns des Wortes „Bewußtsein“ bedienen	141
§ 2. Gibt es ein unbewußtes Bewußtsein? Uneinigkeit der Philosophen. Scheinbare Unmöglichkeit, die Frage zu entscheiden	143
§ 3. Vier Wege, auf welchen der Nachweis eines unbewußten Bewußtseins versucht werden kann	147
§ 4. Versuche durch Schluß von der Wirkung auf die Ursache die Existenz eines unbewußten Bewußtseins darzutun und ihr Mißlingen	148
§ 5. Versuche durch Schluß von der Ursache auf die Wirkung dasselbe zu erreichen. Auch sie erweisen sich als ungenügend	163
§ 6. Versuch, welcher sich auf ein funktionelles Verhältnis zwischen dem bewußten psychischen Phänomene und dem darauf bezüglichen Bewußtsein stützt. So weit ein solches erkennbar ist, spricht es vielmehr gegen die Annahme	167
§ 7. Versuch, welcher sich darauf stützt, daß die Annahme, jedes psychische Phänomen sei Objekt eines psychischen Phänomens, zu einer unendlichen Verwickelung führe	170

Inhaltsverzeichnis

VII

Seite

§ 8.	Vorstellung und Vorstellung von der Vorstellung sind in ein und demselben Akte gegeben	176
§ 9.	Warum keine innere Beobachtung möglich sei, und warum die Annahme, jedes psychische Phänomen sei bewußt, zu keiner unendlichen Verwickelung führe	180
§ 10.	Bestätigung des Gesagten durch das übereinstimmende Zeugnis verschiedener Psychologen	183
§ 11.	Warum man gemeiniglich glaubt, die begleitende Vorstellung sei mit der begleiteten von gleicher Intensität	187
§ 12.	Einwand, der sich auf die Wahrnehmung des Nichthörens stützt, und Lösung des Einwandes	189
§ 13.	Es gibt keine unbewußte psychische Tätigkeit	192

Drittes Kapitel

Weitere Betrachtungen über das innere Bewußtsein		195
§ 1.	Mit den psychischen Akten ist oft ein darauf bezügliches Urteil verbunden	195
§ 2.	Die begleitende innere Erkenntnis ist in dem begleiteten Akte selbst beschlossen	196
§ 3.	Das begleitende innere Urteil zeigt nicht eine Zusammensetzung aus Subjekt und Prädikat	199
§ 4.	Jeder psychische Akt wird innerlich wahrgenommen	201
§ 5.	Häufig besteht in uns außer der Vorstellung und Erkenntnis noch eine dritte Art von Bewußtsein des psychischen Aktes, ein Gefühl, das sich auf ihn bezieht und ebenfalls in ihm selbst enthalten ist	203
§ 6.	Auch diese Art des inneren Bewußtseins begleitet ausnahmslos alle unsere psychischen Tätigkeiten	208
§ 7.	Rückblick auf die Ergebnisse der beiden letzten Kapitel	218

	Seite
Viertes Kapitel	
Von der Einheit des Bewußtseins	221
§ 1. Stellung der Frage	221
§ 2. Unsere gleichzeitigen psychischen Tätigkeiten gehören sämtlich zu einer realen Einheit	223
§ 3. Was besagt die Einheit des Bewußtseins, und was besagt sie nicht?	231
§ 4. Die Einwände von C. Ludwig und A. Lange gegen die Einheit des Bewußtseins und gegen den Beweis, der uns dieser Tatsachen versichert *)	240
<hr style="width: 20%; margin: 10px auto;"/>	
Anmerkungen des Herausgebers	255
Berichtigung	279

Übersicht über den Inhalt des zweiten Bandes

Einleitung des Herausgebers zum II. Bande

Vorwort Brentanos zur Klassifikation der psychischen Phänomene. [Neue durch Nachträge stark vermehrte Ausgabe der betreffenden Kapitel der Psychologie vom empirischen Standpunkt. (1911.)]

Fünftes Kapitel. (Klassifikation der psychischen Phänomene Kap. 1)

Überblick über die vorzüglichsten Versuche einer Klassifikation der psychischen Phänomene.

Sechstes Kapitel. (Klassifikation Kap. 2)

Einteilung der Seelentätigkeiten in Vorstellungen, Urteile und Phänomene der Liebe und des Hasses.

Siebentes Kapitel. (Klassifikation Kap. 3)

Vorstellung und Urteil zwei verschiedene Grundklassen.

Achtes Kapitel. (Klassifikation Kap. 4)

Einheit der Grundklasse für Gefühl und Willen.

Neuntes Kapitel. (Klassifikation Kap. 5)

Vergleich der drei Grundklassen mit dem dreifachen Phänomen des inneren Bewußtseins. Bestimmung ihrer natürlichen Ordnung.

Anhang

Nachträgliche Bemerkungen zur Erläuterung und Verteidigung, wie zur Berichtigung und Weiterführung der Lehre. (Zusätze der Ausgabe des Jahres 1911)

- I. Die psychische Beziehung im Unterschied von der Relation im eigentlichen Sinne.
- II. Von der psychischen Beziehung auf etwas als sekundäres Objekt.
- III. Von den Modis des Vorstellens.
- IV. Von der attributiven Vorstellungsverbindung in recto und in obliquo.
- V. Von der Modifikation der Urteile und Gemütsbewegungen durch die Modi des Vorstellens.
- VI. Von der Unmöglichkeit, jeder psychischen Beziehung eine Intensität zuzuerkennen und insbesondere die Grade der Überzeugung und Bevorzugung als Unterschiede der Intensität zu fassen.
- VII. Von der Unmöglichkeit, Urteil und Gemütsbeziehung in einer Grundklasse zu vereinigen.
- VIII. Von der Unmöglichkeit, für Gefühl und Wille in Analogie zu Vorstellung und Urteil verschiedene Grundklassen anzunehmen.
- IX. Von den wahren und fiktiven Objekten.
- X. Von den Versuchen, die Logik zu mathematisieren.
- XI. Vom Psychologismus. (Hier endet die Ausgabe des Jahres 1911.)
- XII. Miklosich über subjektlose Sätze (1883). (Abgedruckt aus der ersten Auflage der Schrift „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis“.)

Abhandlungen aus dem Nachlasse

- XIII. Universell Denkendes und individuell Seiendes.
Diktat v. 21. II. 1917.
- XIV. Anschauung und abstrakte Vorstellung. Letztes
Diktat v. 9. III. 1917.
- XV. Von den Gegenständen des Denkens. 22. II. 1915.
- XVI. Über das Sein im uneigentlichen Sinne, abstrakte
Namen und Verstandesdinge. Diktat vom
30. I. 17.
- XVII. Vom ens rationis. Diktat vom 6. I. 1917.
-

Vorwort des Herausgebers

Die „Psychologie vom empirischen Standpunkte“ ist im Jahre 1874 erschienen. Allmählich erst kommt es der wissenschaftlichen Welt zum Bewußtsein, daß dieses Werk Epoche gemacht hat. — Aber nicht nur für die von Brentano unmittelbar ausgegangenen Forschungsrichtungen im engeren Sinne (Carl Stumpf, Anton Marty, Edmund Husserl, Franz Hillebrand, Alexius Meinong, Christian Ehrenfels, Alois Höfler, Twardowski u. a.) hat dieses Werk, wie selbstverständlich fundamentale Bedeutung erlangt, sondern von hier ausstrahlend für die psychologischen und erkenntnistheoretischen Forschungen der letzten Jahrzehnte überhaupt. —

Dies ist unschwer zu verstehen, da Tausende von philosophisch interessierten Männern aus den Universitäten Deutschlands und des ehemaligen Österreich hervorgegangen sind, deren Lehrstühle mit Schülern und Enkelschülern Brentanos besetzt sind oder besetzt waren. — Zudem ist der Einfluß Brentanos ein viel weiter reichender als der seiner „Psychologie“, da Nachschriften seiner Kollegien über Logik, Metaphysik, und fast jedes Gebiet der Philosophie, die zu seiner Zeit von Hand zu Hand gingen, noch heute ihre unverkennbare Wirkung üben. Auch in Süddeutschland, wo Brentano in Würzburg seine Lehrtätigkeit begonnen hat, und Hermann Schell neben Stumpf und Marty sein Hörer war, hat die Wirksamkeit Brentanos noch ihre Spuren hinter-

lassen, wofür Georg v. Hertling *) nicht der einzige Zeuge ist. — Doch die Herausgabe dieser Kollegien und des schier unübersehbaren Nachlasses kann in größerem Umfange nicht früher erfolgen, als die Bücher neu aufgelegt sind, an die Brentanos spätere Forschung anknüpft.

Die zunehmende Beachtung, die Brentanos Schriften auf sich ziehen, hat ihren Grund aber nicht etwa nur in ihrer historischen Bedeutung; es ist vielmehr ihr innerer Wert, der sie in dem wissenschaftlichen Daseinskampfe den Sieg über Lehrmeinungen davon tragen läßt, von denen sie vorlängst als „überwunden“ und „veraltet“ ausgegeben worden sind. — Die Schrift „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis“ z. B., deren grundlegende Bedeutung Marty, Stumpf und Husserl, aber auch Külpe und Scheler betont haben, und deren Ergebnisse ich seit dem Jahre 1894 für die Rechts- und Wirtschaftsphilosophie nutzbar zu machen versuche,**) ist gewiß die aktuellste werttheoretische Abhandlung unserer Tage; sie hat nun als Band 55 ihren Einzug in die philosophische Bibliothek gehalten und wird hier ihren Platz als die klassische Grundlegung einer Wertaxiomatik für immer behaupten.

Die vor Jahrzehnten so beliebten Begründungen der Ethik auf naturwissenschaftlicher, energetischer, biologischer Grundlage, schon von Lotze in ihrer Unmöglichkeit erkannt, sind nun endgültig als beklagenswerte Verirrungen beseitigt. Nicht ob die werttheoretischen Axiome apriori sind, sondern nur wie sie apriori einleuchten, ist heute das Problem. Wie Brentanos Schrift vom „Ursprung sittlicher Erkennt-

*) Erinnerungen aus meinem Leben. Kempten 1919.

**) Vgl. die Literaturangaben in „Jahrbücher der Philosophie“, herausgegeben von Frischeisen-Köhler, II. Bd., Berlin 1914, bei meinem Artikel „Grundlagen der Werttheorie“.

nis“ im besten Sinne des Wortes modern ist, so ist auch die „Psychologie vom empirischen Standpunkte“ aus d. Jahr 1874 im Ganzen nichts weniger als veraltet. Man braucht nur die ausführliche Inhaltsangabe zu lesen, um zu erkennen, daß sowohl die Probleme als auch die Lösungsversuche nirgends des aktuellen Interesses entbehren. Es ist wahr, daß die neueste Literatur in dem Buche nicht berücksichtigt ist, aber dieser Nachteil wird mehr als aufgewogen durch die Rückblicke und Kritiken, die bis auf Plato und Aristoteles zurückgreifen und sich bis auf die hervorragendsten Vertreter der Psychologie des 19. Jahrhunderts in England und Frankreich erstrecken. — Manche Einzelheiten, besonders der vorliegenden ersten Abteilung, sind überholt, und zwar meistens durch Brentanos spätere Forschungen selbst.

Diesen ersten Teil der Psychologie bis zum 5. Kapitel des II. Buches selbst neu herauszugeben, hat Brentano sich nicht entschließen können. Dagegen hat er die Neuauflage des zweiten Teiles, vom 5. Kapitel des II. Buches an, im Jahre 1911 noch selbst besorgt und unter dem Titel „Von der Klassifikation der psychischen Phänomene“ erscheinen lassen. Die wichtigsten Fortbildungen seiner Lehre hat er in Anmerkungen anhangsweise mitgeteilt. — Ich gebe bei der vorliegenden Ausgabe des ersten Teiles Berichtigungen, Ergänzungen und Erläuterungen, teils in den Anmerkungen, teils in der Einleitung.

Der zweite Teil erscheint als zweiter Band und fügt zu dem Anhang aus d. J. 1911 eine Reihe einschlägiger bedeutungsvoller Abhandlungen aus dem Nachlasse.

Die Psychologie vom empirischen Standpunkte ist im Ganzen ein sehr klar geschriebenes und nicht schwer verständliches Buch. Immerhin hatte der Verfasser während der Niederschrift mit Wider-

wärtigkeiten und Hemmungen verschiedenster Art zu kämpfen, und so ist das Buch trotz der großen Sorgfalt, die Brentano auf die Form und den Ausdruck zu verwenden pflegte, nicht frei von mißverständlicher Ausdrucksweise. Es ist bedauerlich, daß manche seiner Schüler, statt den Autor über seine wahre Meinung zu befragen, Interpretationen auf eigene Faust vorgenommen haben, die dem Sinn des Verfassers zuwiderlaufen.

Einige dieser Mißverständnisse wären schon durch Berücksichtigung aller Parallelstellen der „Psychologie“ selbst mit Leichtigkeit zu vermeiden gewesen, andere durch Heranziehung späterer Publikationen, wie z. B. des Ursprungs sittlicher Erkenntnis, der Untersuchungen zur Sinnespsychologie (1907) und des Anhangs zur Klassifikation der psychischen Phänomene (1911). Ich habe einen Teil meiner Aufgabe darin sehen müssen, diese Mißverständnisse und Mißdeutungen zu beseitigen, einen anderen Teil darin, spätere Wandlungen der Lehre hervorzuheben, die sonderbarer Weise wiederum selbst von früheren Schülern Brentanos auch dort unberücksichtigt geblieben sind, wo die eigene Entwicklung in ähnliche Richtung gedrängt hat. Ich konnte mich endlich auch der Pflicht nicht entschlagen, Umbildungen und Angriffe abzuwehren, wo ich diese für ungerechtfertigt erachte; ganz besonders aber suchte ich die Neuerungen der späteren Jahre, die völlig unbeachtet oder unverstanden geblieben sind, dem Verständnis näher zu bringen. Diese Einleitung sollte daher, um ihrem Zwecke zu dienen, nach dem Studium der Brentanoschen Abhandlungen der 2. Abteilung neuerlich zum Vergleich herangezogen werden. Das Gleiche gilt von meinem in Gemeinschaft mit Carl Stumpf und Edmund Husserl herausgegebenen Buche: „Franz Brentano“ München 1919.

EINLEITUNG
DES HERAUSGEBERS

I.

Brentanos Scheidung von deskriptiver und genetischer Psychologie und sein Verhältnis zur Phänomenologie und Gegenstandstheorie

Im Jahre 1895 schrieb Brentano für die Neue freie Presse seine „letzten Wünsche für Österreich“. In der Buchausgabe (Cotta) S. 34 heißt es: „Meine Schule unterscheidet eine Psychognosie und eine genetische Psychologie (in entfernter Analogie zur Geognosie und Geologie). Die eine weist die sämtlichen letzten psychischen Bestandteile auf, aus deren Kombination die Gesamtheit der psychischen Erscheinungen wie die Gesamtheit der Worte aus den Buchstaben sich ergibt. Ihre Durchführung könnte als Unterlage für eine *characteristica universalis*, wie Leibniz und vor ihm Descartes sie ins Auge gefaßt haben, dienen. Die andere belehrt uns über die Gesetze, nach welchen die Erscheinungen kommen und schwinden. Da die Bedingungen wegen der unleugbaren Abhängigkeit der psychischen Funktionen von den Vorgängen im Nervensystem großenteils physiologische sind, so sieht man, wie hier die psychologischen Untersuchungen mit physiologischen sich verflechten müssen“. So viel ich bisher feststellen konnte, las Brentano zum ersten Male über „deskriptive Psychologie“ im Wintersemester 87/88, sodann unter dem Titel „Psychognosie“ im Wintersemester 1890/91 an der Wiener Universität. — Die Methode der „genetischen Psychologie“ ist die naturwissenschaftliche, vorwiegend also induktiv und in diesem Sinne empirisch. — Die Methode der deskriptiven Psycho-

logie kann man wohl auch „empirisch“ nennen, da sie auf der innern Erfahrung beruht; allein die deskriptive Psychologie benötigt die Erfahrung und Apperzeption psychischer Vorgänge auch zu dem Zwecke, um vermöge der in dieser Erfahrung liegenden Anschauung zu allgemeineren Vorstellungen aufzusteigen, ganz analog, wie die Mathematik die Anschauungen nicht entbehren kann, um die elementarsten Begriffe für ihre Axiome zu gewinnen. Auf Grund der so gewonnenen Allgemein-Begriffe gelangt die deskriptive Psychologie unmittelbar zu allgemeinen Erkenntnissen, „mit einem Schlage ohne jedwede Induktion“, wie schon die Schrift „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis“ aus d. J. 1889 (Philos. Bibl., Bd. 55, S. 60 f.) hervorhob.

Solche unmittelbar aus den Begriffen einleuchtende apodiktische (durchweg negative!) Erkenntnisse kennt aber schon die Psychologie ex 1874 „Nichts wird beurteilt, was nicht vorgestellt wird“, „kein Lieben oder Hassen ohne Vorstellung dessen, womit wir uns emotionell beschäftigen“ und viele andere psychologische Erkenntnisse, von denen die „Psychologie vom empirischen Standpunkte“ und der „Ursprung sittlicher Erkenntnis“ handelt, tragen apriorischen Charakter. Ein im Anhange zum „Ursprung“ abgedruckter Brief Brentanos aus dem Jahre 1904 (s. S. 75²) analysiert z. B. die Gewinnung apriorischer Werturteile ins einzelne. Die so erzielten Gesetzeserkenntnisse sind somit nicht einer „Naturwissenschaft“ zuzurechnen, wie die Gesetze oder Regelmäßigkeiten der „genetischen Psychologie“, sie sind nicht psychophysisch. Sie sind keine matter-of-fact-Erkenntnisse, keine vérités de fait, sondern vérités de raison, apriorische apodiktische Urteile. Sie „setzen kein Dasein“ weil sie, wie alle apriorischen, d. h. apodiktischen, aus den Begriffen einleuchtenden Urteile negativ sind. Gerade die Enthüllung dieses ihres durchweg negativen Charakters, trotz ihrer affirma-

tiven sprachlichen Form, ist eine der wesentlichsten Entdeckungen Brentanos.

Vorstehendes genügt, um vorerst anzudeuten, inwieweit Brentanos „deskriptive Psychologie“ („Psychognosie“) in Husserls „Phänomenologie“ und etwa in Meinongs „Gegenstandstheorie“ wiederkehrt; wohl auch noch mehr, um aufzuweisen, worin sie sich von beiden unterscheidet: Brentano kennt keine „idealen, zeitlosen, allgemeinen Gegenstände“, denen wahrhaftes Sein zuzusprechen wäre, wie Husserl lehrt, auch keine „bestehenden“ „daseinsfreien Gegenstände“, von denen Meinong zu berichten weiß. Husserls „Wesensschau“ ist ihm nichts als Fiktion, sofern sie mehr sein will als abstrahierendes, d. h. vereinfachendes und verallgemeinerndes Vorstellen, d. i. ein Vorstellen, das Dinge (Realitäten), die nur in specie specialissima individualisiert sein können, als nicht vollständig bestimmte zu Objekten hat. — Es ist vor allem nötig, sich über den Terminus „Gegenstand“ (Objekt) klar zu werden; gebraucht man ihn im selben Sinne wie Sache, Ding, oder Reales, dann ist er ein selbstbedeutender (autosemantischer) Ausdruck. Er bedeutet dann nichts anderes, als das, was wir in dem höchsten Allgemeinbegriff denken, zu dem wir von den Anschauungen abstrahierend aufsteigen können und wofür Brentano eben auch den Ausdruck „Wesen, Sache, Reales“ verwendet. Gebraucht man aber „Gegenstand“ „Objekt“ in Fügungen wie, „Etwas-zum-Objekte haben“, „Etwas-zum-Gegenstände-haben“, dann ist das Wort „Gegenstand“ nicht selbstbedeutend, sondern mitbedeutend (synsemantisch), denn diese Wortgefüge können durch den Ausdruck „Etwas-vorstellen“ vollständig ersetzt werden. — Die Doppelbedeutung und fallweise Mitbedeutung des Wortes „Gegenstand“ wird vielleicht noch klarer, wenn man bedenkt, daß der Satz: „Ich habe etwas, d. h. ein Ding, ein Reales, eine Sache, ein Wesenhaftes zum Gegen-

stand“ auch äquivalent ausgedrückt werden kann durch die Wendung „ich habe Etwas, d. h. einen Gegenstand zum Gegenstande“. In diesem Satze steht „Gegenstand“ das erstemal selbstbedeutend für Sache, Ding, Wesen oder Reales, das zweitemal ist es synsemantisch und bedeutet für sich gar nichts und im Zusammenhange der Rede so viel wie der Satz „Ich stelle ein Ding vor, ein Ding erscheint mir, ein Ding ist mein Phänomen, ich habe ein Ding gegenständlich oder „gegeben“ oder „phänomenal“ oder „immanent“, „ich habe etwas gegenständlich“. Man muß sich also doch im Interesse der Eindeutigkeit für eine ganz bestimmte Verwendung des Wortes „Gegenstand“ entscheiden. Die Gegenstandstheorie hat es versäumt, hier die nötige terminologische und begriffliche Klarheit zu schaffen und auch die Phänomenologie übersieht vollständig die unselbständige Bedeutung des Wortes „Gegenstand“ oder „Objekt“ in den soeben erörterten Fügungen.

Aber nicht nur die von Brentano abgezweigten Forschungsrichtungen, sondern die zeitgenössische Philosophie insgesamt — ich denke besonders an Rickerts „Gegenstand der Erkenntnis“ — verwendet das Wort „Objekt“, ohne sich über seine Synsemantik Rechenschaft zu geben.

Daß „Gegenstand“ („Objekt“) bald für das sog. „intentionale oder mentale immanente Objekt“, bald für das, was Brentanos Vorlesungen den „Gegenstand schlechtweg“ oder das Ding genannt haben, verwendet wird, ist ebenso störend, als das vollständige Übersehen der mitbedeutenden Funktion dieses Wortes, dort, wo man vom „intentionalen Objekt“ redet. Dieses Übersehen versperrt das Verständnis des Bewußtseinsprozesses vollständig, und stürzt die Philosophie in ein „Meer des Wahns“. Auf diesen Punkt kommen darum die folgenden Ausführungen wiederholt zurück; denn er ist das punctum saliens.

Man hat, um die Notwendigkeit einer besonderen

„Gegenstandstheorie“ zu erweisen, die etwas anderes ist als ein Wissen um Dinge oder reale Wesen, darauf verwiesen, daß es auch apriorische Erkenntnisse über Farben gibt, während doch Farben nicht existierten, sonach müsse man von „daseinsfreien Gegenständen“ sprechen können. Wir können dies gewiß insofern, als wir hier von Dingen reden, die nicht existieren, also kein Dasein, keine Existenz und auch keinerlei „Bestand“ haben. Man sagt nun weiter, „Weiß und Schwarz und Töne und sinnliche Qualitäten“ seien nichts Psychisches, und auch das ist richtig. — Aber falsch ist es zu meinen, wir stellten, wenn wir Farben, Töne und andere sinnliche Qualitäten vorstellen, nichts Physisches (Ausgedehntes) vor! Vielmehr stellen wir in allen unseren Empfindungen Physisches vor, aber Physisches, von dem die Physiker selbst uns belehren, daß es solches Physisches nicht gibt! Ob es Farben und Töne gibt, das wird vom Physiker untersucht und er verneint diese Frage; weiter wird aber apriori aus den Begriffen, die wir diesen Anschauungen von Physischem verdanken, erkannt, daß, wenn es Farben gäbe, sie nicht ohne gewisse Eigenschaften und Relationen sein könnten, und z. B. auch, daß, wenn Gelb und Blau existierten, sie nicht existieren könnten, ohne einen gewissen Helligkeitsgrad und nicht ohne einander näher zu stehen als etwa Schwarz und Weiß. — Es handelt sich bei diesen apriorischen Erkenntnissen um Unmöglichkeitserkenntnisse, um negative Urteile und in diesem Sinne — aber nur in diesem Sinne — um „Daseinsfreies“. —

In der Apriorität liegt wohl eine besondere Erkenntnisweise, eben die apodiktisch-negative, aber kein besonderes Erkenntnisgebiet — und somit entfällt die „Gegenstandstheorie“ als eine Wissenschaft, die einen besonderen Gegenstand hat.

Wird nun aber „Gegenstand“ nicht selbstbedeutend verstanden, sondern synsemantisch,

wie dies bei Meinong geschehen muß, wo er sagt, jedes Erlebnis „habe einen Gegenstand“, so ist das „Gegenstandhaben“ nichts anderes, als „Bewußtsein-von-Etwas“ = „Etwas-zum-Gegenstande-haben“; bei dieser Bedeutung von Gegenstand ist „Gegenstandstheorie“ nichts anderes als die Theorie des „Gegenstandhabens“, d. i. deskriptive Psychologie oder „Phänomenologie“ in dem früher erörterten Sinne, einer apriorischen psychologischen Gesetzeserkenntnis. — Hiermit glaube ich, die Doppelbedeutung von „Gegenstandstheorie“ nachgewiesen zu haben. Gemeinsam ist beiden Fällen das Apriorische, und zwar handelt es sich um apriorische negative Erkenntnisse, die unmittelbar aus Begriffen gewonnen sind, die ihrerseits unmittelbar aus Anschauungen stammen; es sind also apriorische Erkenntnisse, die aus sogen. „anschaulichen Begriffen“ entspringen; es mag nun allerdings, wie Marty gezeigt hat, einen methodischen Vorteil haben, die Gewinnung solcher apriorischer Erkenntnisse dem psychologisch geschulten Forscher zuzuweisen, weil dieser durch Übung und Fähigkeit für sie am geeignetsten sein dürfte. — Die geometrischen und mathematischen Methoden dagegen scheiden darum aus, weil sie, obgleich apriorisch, sich nicht mit der Gewinnung von Axiomen aus „anschaulichen Begriffen“ begnügen, sondern mit komplizierten „Begriffssynthesen, „Schöpfungen des menschlichen Geistes“, arbeiten und daher eine ganz andere Einstellung benötigen. — Insbesondere bedienen sie sich als Mittel des Fortschrittes und als heuristischer Organe in ausgedehntestem Maße synsemantischer Symbole und Fiktionen (imaginärer Zahlen, negativer Zahlen, im Unendlichen liegender Punkte etc. etc.). — Was also Meinong als Gegenstandstheorie vorschwebt, ist nicht durch ein gemeinsames „Objekt“, sondern durch die gemeinsame Methode einer unmittelbar auf der Anschauung fußenden apriorischen Begriffs- und Gesetzes-

gewinnung ausgezeichnet. Ganz Analoges gilt auch von Husserls „Phänomenologie“.

Die fundamentalen Gegensätze der Theorie Meinongs und Husserls zu der Auffassung Brentanos, liegen in der Verkennung der mitbedeutenden Funktionen des Wortes „Gegenstand“, „Objekt“, des negativen Charakters der apriorischen Axiome, in der mit ihrer Verkennung verknüpften Aufstellung von „Seinsschichten“, Seinsarten“, von Unterschieden zwischen „Sein, Bestand und Außersein“, in der Annahme von „Objektiven, Dignitativen, Inhalten“ zeitlos existierenden Gegenständen und dergleichen Fiktionen, von denen im Anhang zur Klassifikation, in den neuen Abhandlungen des zweiten Teiles und noch öfter sogleich unten die Rede sein wird.

Um es noch einmal zu sagen: keinerlei Seinsweisen, nichts von idealen Gegenständen, nichts von all den „Udingen“, die die Welt der modernen Philosophen myriadenfach bevölkern, anerkennt Brentano; alle Seinsweisen lösen sich in Weisen des Vorstellens und die auf sie aufgebauten Weisen berechtigten oder evidenten apriorischen bzw. assertorischen Urteilens auf. —

Weit entfernt hiermit die „Objektivität“ unseres Erkennens zu zerstören, weit entfernt die „Giltigkeit“ evidenter Urteilen anzutasten, ist vielmehr Brentano darauf bedacht, innerhalb der Welt des Bewußtseins verbleibend, zu zeigen, wie wir Erkenntnisse von Außerbewußtem gewinnen können. Das Folgende wird dies klarer machen.

II.

Franz Brentanos Lehre von der psychischen Beziehung in ihrer historischen Entwicklung

Brentano hat die Lehre von der „mentalen Inexistenz des Objektes“ aus der aristotelischen Philosophie übernommen, ihr in seiner Psychologie den prägnantesten Ausdruck verliehen und sie als die Lehre von der „intentionalen Beziehung“ eingebürgert, wobei ihm, wie er 1911 betont, allerdings keinerlei Intention im Sinne einer zu erfüllenden Absicht vorgeschwebt hat. „Charakteristisch für die psychischen Phänomene ist die Beziehung auf ein Objekt“ (Buch II), oder, wie es an späterer Stelle deutlicher heißt, „die Beziehung auf etwas als Objekt“ (Buch II, Cap. 1, § 9).

Nach der herrschenden Lehre setzt jede sogenannte Relation die Existenz zweier Termini voraus, zwischen welcher sie besteht. Sprach nun Brentano von intentionaler Beziehung, so lag die Auffassung nahe, daß eine intentionale Relation bestehe zwischen demjenigen, der irgend etwas vorstellt und einem dem Geiste irgendwie innewohnenden Objekte. Man sprach deshalb wohl auch von der mentalen Inexistenz des Objektes.

Die Unvollkommenheit dieser Auffassung ist Brentano nicht verschlossen geblieben. Sie wurde zwischen ihm und Marty durchgesprochen und Marty selbst gibt in den vorzitierten „Untersuchungen“ eine Geschichte und Kritik dieser Lehre,

die Bemerkenswertes bietet, wenn auch Martys eigener Versuch, sie durch eine Lehre „von der wirklichen oder möglichen A da e quation an Etwas“ zu ersetzen, nicht als befriedigende Lösung angesehen werden kann. Ein Brief Brentanos an den Herausgeber, den ich weiter unten mitteile, berührt diesen Ausweg Martys. — Auch andere ehemalige Schüler Brentanos unternahmen es, die Lehre zu verbessern, aber alle unter Beibehaltung der Annahme, es handle sich beim Bewußtsein um eine „Beziehung“ in dem gemeinüblichen Sinne, der die Existenz beider Termini der sogenannten Relation fordert. Man bemerkte, daß das „intentionale Objekt“ als etwas im Bewußtsein irgendwie Existierendes nicht beibehalten werden könne und suchte es zu beseitigen, ohne aber an der ursprünglichen Lehre, das Bewußtsein sei eine Korrelation zweier existenter Termini, zu rütteln. Das tat nun aber Brentano, der stets sein eigener strengster Kritiker gewesen ist, selbst. Er hat nicht nur die Lehre „von der mentalen Inexistenz“ des Objektes aufgegeben, er hat auch in dem Anhang zur „Klassifikation“ 1911 gezeigt, daß das Bewußtsein nicht eine Relation genannt werden darf, wenn man unter Relation das verstehen will, was gewöhnlich darunter verstanden wird: etwas, wozu die Existenz zweier korrelativer Termini gehört. So wird z. B. gelehrt, bei den sogenannten „Vergleichsrelationen“ (dieses A ist größer als jenes B) bestehe die Relation zwischen den zwei Terminis A und B, die beide existieren müssen, damit man von einer Größenrelation sprechen kann; manche nennen die beiden Termini der Relation ihre „Fundamente“, und lehren ganz allgemein, jede Relation müsse zwischen zwei solchen existierenden Fundamenten bestehen. Hält man sich an diese Terminologie — ohne die Richtigkeit dieser Relationslehre zunächst weiter zu prüfen, so muß mit Brentano gesagt werden,

daß die „psychische Beziehung“ keinesfalls in gleichem Sinne eine „Relation“ zu nennen ist. Denn das ist das Eigentümliche der sogenannten „Bewußtseinsbeziehung“, daß zu ihrer Existenz nur die Existenz des einen Terminus gefordert ist, keinesfalls aber die Existenz des zweiten Terminus, auf den der psychisch Tätige sich bezieht. Stelle ich z. B. den Gott Jupiter vor, so existiert lediglich der den Gott Jupiter Vorstellende, keinesfalls aber existiert (ist oder besteht) der Gott Jupiter.

Allerdings hat das Bewußtsein mit der gewöhnlich sogenannten Relation, z. B. einer sogenannten Vergleichsrelation, etwas gemeinsam; das Gemeinsame ist nach Brentano dies: wer etwas vorstellt, was größer ist als ein anderes, muß zwei Termini vorstellen, und zwar denkt er den einen Terminus direkt, den anderen indirekt, den einen modo recto, den anderen modo obliquo; so ist es auch bei der „psychischen Relation“: stellt einer nämlich eine sogen. psychische Beziehung vor, z. B. einen, der etwas liebt, etwa einen „Blumenliebenden“, so stellt er den Blumenliebenden direkt (modo recto), die Blumen aber indirekt (modo obliquo) vor. Der Unterschied ist aber der, daß bei jenen „Vergleichsrelationen“ beide Termini existieren, während dies bei der psychischen Relation nicht der Fall sein muß. Brentano nannte darum im Anhang zur „Klassifikation“ 1911 das Bewußtsein etwas „Relationsähnliches“ oder „Relativliches“.

In der zweiten Abteilung kommen diesbezügliche Abhandlungen zum Abdruck. Ich muß jedoch schon hier dieser Lehre gedenken, da ohne sie der erste Teil der Psychologie ohne die wesentlichste Berichtigung bliebe. — Das Bewußtsein ist also keine Relation im gewöhnlichen Sinne, keine „Beziehung zwischen zwei existierenden Terminus“, — keine Beziehung zwischen Koexistierendem; wir wollen der Kürze wegen sagen:

es ist keine „Koexistenzrelation“,*) wobei „Existenz“ vollkommen gleichbedeutend zu nehmen ist mit „Bestand“ oder „Sein“.

Das Bewußtsein ist insbesondere auch keine Beziehung zu etwas dem Geiste Inexistierendem, Erscheinendem, Gegebenem, mental Existierendem, dem Geiste Immanentem usw. usw. —

Man begreift nun auch, warum Rehmke die Auffassung des Bewußtseins als einer Beziehung ablehnt; er versteht eben unter Beziehung eine Koexistenzrelation. Darum sagt er: „das Wissen ist ein beziehungsloses Haben“. Eine Beziehung fordere, sagt Rehmke, daß das in Beziehung Stehende zweierlei sei. Der Wissende aber sei ein Einzelwesen. Hieran ist richtig: der um etwas Wissende, der etwas Vorstellende ist nicht aufzufassen als eine Doppelheit zweier existierender Termini; es ist keine Koexistenzrelation in ihm verwirklicht. Es handelt sich bloß um etwas ihr ähnliches. Die Ähnlichkeit besteht darin, daß sowohl die sogen. Koexistenzrelation als auch die psychische Relation nicht gedacht werden kann, ohne daß zwei Termini gedacht werden, und der eine modo recto, der andere modo obliquo!

Es entfällt somit die Schwierigkeit, die Natorp und Rehmke bei dem Problem des Selbstbewußtseins empfunden haben: es besteht keine „Verdoppelung“, denn es besteht ja keine „Beziehung zu sich selbst“ als Relation zweier existenter Termini! Es begreift sich auch die Abneigung Rehmkes und Driesch's gegen den Ausdruck „Inhalt“, der an eine Gefäßtheorie der Seele, also abermals an eine Doppelheit, mahnt. Brentano hat darum auch für „Inhalt“ das Wort „Objekt“ oder „Gegenstand“ eingesetzt und sagt bei jedem Bewußtsein von etwas: „ich habe etwas

*) Man könnte auch sagen, es ist keine „Korrelation“, wenn man unter diesem Worte eine „Koexistenzrelation“ versteht.

— ein Wesen, Ding, Reales — zu meinem Objekte oder Gegenstande“. An diese Formulierung klingt auch der „Ursachverhalt“ von Driesch an: „ich habe, um mein Wissen wissend, bewußt Etwas“. — Wenn daher Natorp am Bewußtsein drei Momente unterscheidet: 1. das Etwas, das einem bewußt ist, 2. das, welchem etwas, oder das sich seiner bewußt ist, 3. die Beziehung zwischen beiden, daß irgendetwas, irgendwem bewußt ist, so würde Brentano einwenden, daß das Etwas, das einem bewußt ist, gar nicht zu existieren braucht und daher auch kein Moment am Akte des Bewußtseins sein kann; — Momente, die am Akte des Bewußtseins als existierend zu unterscheiden sind, können nur sein: dasjenige, welchem etwas bewußt ist, d. h. das Subjekt (Moment 2) und das das Subjekt einschließende, es akzidentell umfassende „Etwas zum Gegenstande haben“ (Moment 3).

Keinesfalls aber ist es gerechtfertigt, das Etwas, das einem bewußt ist (also jenes Etwas, womit wir uns seelisch beschäftigen, und das bald existiert, bald nicht existiert), neben den zwei anderen Momenten als etwas drittes am Bewußtsein zu unterscheiden und am wenigsten es als erstes Moment anzusetzen. — Ich sage, dies ist unrichtig, mag man unter Etwas das sogen. „immanente Objekt“, d. h. den „vorgestellten Gegenstand als vorgestellten“ oder aber den „Gegenstand schlechtweg“ — Ding, Sache, Reales, Wesen — verstehen. Das „immanente Objekt“ hat sich als Fiktion der sogenannten „inneren Sprachform“, als mithedeutender Sprachbestandteil demaskiert, und der „Gegenstand schlechtweg“ oder das Ding, das Reale, dem sich unser Bewußtsein zuwendet, das es „intentioniert“, braucht gar nicht zu existieren oder zu bestehen oder wirklich zu sein.

Manche Bewußtseinstheoretiker machen sich nicht genügend klar, daß nichts das Bewußtsein charakterisieren und differenzieren kann, was nicht ihm selbst als reales Moment angehört und ebensowenig Etwas,

was bald ist, bald nicht ist. — Daher muß die Existenz (das Sein, der Bestand) jenes Etwas, dessen wir uns bewußt sind, dem Bewußtseinsbegriff wesensfremd bleiben. Wenn aber für den Begriff der Vorstellung*) als solcher die Existenz und Nicht-Existenz dessen, was sie vorstellt, völlig gleichgültig ist, so ist auch in dem Begriff der Vorstellung als solcher, nichts von der „Individualität“ des Dinges, die sie zum Gegenstande hat, enthalten. In der Tat zeigen spätere Abhandlungen Brentanos (zwei von ihnen kommen in der 2. Abteilung anhangsweise zum Abdrucke), wie der Begriff des Individuellen als der des nicht weiter differenzierbaren Dinges auf dem Wege begrifflicher Synthese zustande kommt und wie die apriorische Erkenntnis, daß alles was ist (existiert, besteht), notwendig individualisiert sein muß, beschaffen ist.

Ist aber der Nachweis von der Unbestimmtheit oder Allgemeinheit der Vorstellungen erbracht, so ist er für jedes ursprüngliche Bewußtsein gültig, denn alles andere Bewußtsein, möge es sich um Urteile oder Gemütstätigkeiten handeln, baut sich auf Vorstellungen auf; und wird von den Eigentümlichkeiten der Vorstellung mit ergriffen. — Auch unsere Anschauungen, obgleich sie nicht reine Vorstellungen, sondern Glaubakte sind, bieten uns niemals Individuelles. Das psychische Leben beginnt mit Allgemeinvorstellungen und ihnen supraonierten Glaubakten (Urteilen), bzw. Gemütstätigkeiten. — Diese Anschauungen, die Brentano innere und äußere Wahrnehmung nennt, zeigen nichts Individuelles, in

*) Es ist notwendig anzumerken, daß hier, im Sinne Brentanos, unter Vorstellung nicht etwa bloß die sog. Phantasievorstellung oder die begriffliche Vorstellung verstanden wird, sondern jene psychische Beziehung, die weder ein Urteilen (Glauben) noch eine Gemütstätigkeit ist und als fundamentalstes Bewußtsein allen Bewußtseinsarten zu Grunde liegt.

ihnen sind keine „Individualvorstellungen“ eingeschlossen; das die Substanz individualisierende Moment bleibt uns beim Physischen, wie beim Psychischen das wir anschauen, verschlossen.*) Eine Substanz ist uns wohl überall in der Anschauung mitgegeben, aber stets nur in äußerster Allgemeinheit, niemals in ihren letzten individualisierenden Spezies. Nicht das ist also das eigentliche Problem, wie Allgemeinvorstellungen gewonnen werden, sondern wie es zu Vorstellungen von Individuellem kommt? Es ist einer der interessantesten Fortschritte des Brentanoschen Denkens, daß es die Anschauungen der inneren und äußeren Wahrnehmung als Allgemeinbewußtsein, wenn auch als solches von mindester Allgemeinheit aufgewiesen hat. Die „Abstraktion“ schreitet von mindest Allgemeinem zu Allgemeinerem, nicht aber von Individuellem zu Allgemeinem fort. —

Ob etwas ist (existiert, besteht) oder nicht ist (nicht existiert, nicht besteht), darüber verschafft uns erst das evidente bejahende oder verneinende Urteil, bezw. ein entsprechender Zusammenhang beider, Gewißheit oder — bei der Frage nach Transzendentem.**)

*) Brentano ist im spätesten Alter zu dieser aristotelischen Lehre zurückgekehrt. Vgl. auch: Aristoteles und seine Weltanschauung. Leipzig 1911, S. 53 (Die Transzendenz der substanziellen Definition). Vgl. auch Kraus „Franz Brentano zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre“, München 1919, S. 34 u. f.

**) Transzendent nennt man gewöhnlich etwas, sofern es nicht in die „innere Erfahrung“ fällt, d. h. sofern es nicht zum Objekte des sekundären evidenten (affirmativen) Bewußtseins wird. — Transzendent ist der inneren Erfahrung allerdings auch das substanzielle Moment des Psychischen in seiner individuellen Bestimmtheit. Nicht aber kann schlechthin „Die Transzendenz des Erkennens“ behauptet werden (Edith Landmann, Berlin 1923), und Tendieren ist nicht schlechthin Transzendieren. Auch muß entschieden dem Mißbrauch widersprochen werden unter Erkenntnis etwas anderes als das in

Wahrscheinlichkeit. — (Es war z. B. stets die Lehre Brentanos gewesen, daß wir von nichts anderem, als von dem, was in die innere Erfahrung fällt, affirmative Gewißheit gewinnen können.) Die solipsistische Hypothese ist nicht apriori absurd, und es ist widerspruchlos denkbar, daß gar nichts wäre, außer mir dem Etwas-Vorstellenden. Auch in diesem Falle aber würde mein vorstellendes Bewußtsein nach der sogenannten „Objektdifferenz“ variieren können. Diese sogenannte „Objektdifferenz“ richtet sich also nicht etwa nach den Verschiedenheiten existierender Dinge oder „Gegenstände schlechtweg“. — Bei der Analyse des Vorstellungsaktes ist die Existenzfrage hinsichtlich dessen, was wir vorstellen, vollständig auszuschalten. Können wir doch ein Bewußtsein haben von Etwas, was gar nicht besteht, ja sogar unmöglich bestehen (sein, existieren) kann. Jedes Bewußtsein ist eine seelische Beschäftigung mit Etwas und diese Beschäftigung kann entweder dadurch eine andere werden, daß die Weise der Beschäftigung mit Etwas wechselt (Verschiedenheit des Modus) oder dadurch, daß wir uns mit Etwas als etwas anderem beschäftigen — (sogenannte Verschiedenheit des Objektes). Jede dieser Differenzierungen ist eine Differenzierung derselben psychischen Realität in anderer Richtung oder Serie.

Wir nehmen mit größter Wahrscheinlichkeit als gesicherte Hypothese an, daß es viele Dinge gibt, und wissen apriori, daß sie, wenn sie sind, individuell verschieden sein müssen (principium identitatis indiscernibilium).

sich gerechtfertigte (= evidente) Urteil zu verstehen; eine Erkenntnis ist nicht etwa bloß das wissenschaftliche, nicht bloß das allgemeine, nicht bloß das prädikative, wohl aber jedes logisch tadellose, d. h. berechnigte Urteilen oder Glauben.

Ein und dieselbe Allgemeinvorstellung stellt aber so gut das eine Ding, wie das andere vor; z. B. die Vorstellung, die Etwas als Denkenden vorstellt, stellt sowohl mich als auch dich vor, obgleich wir beide individuell verschieden sind; und umgekehrt stelle ich den Sokrates vor, so kann ich ihn bald als Menschen, bald als Lebewesen, oder auch als Fühlenden, Wollenden, Sehenden usw., vorstellen. Daraus erhellt noch deutlicher, daß die individuellen Unterschiede der existierenden Dinge es nicht sind, die das Vorstellen nach der „Objektseite“ differenzieren, sondern daß es der Umstand ist, daß wir uns mit Etwas, bald als etwas, bald als Etwas Anderem beschäftigen. Man kann ganz allgemein sagen: bei jedem Vorstellen ist Etwas da, das Etwas als Etwas vorstellt. So allgemein diese Charakterisierung vermittelt dieses dreifachen „Etwas“ ist, so sehr scheint sie doch die adaequateste Kennzeichnung zu sein, die wir vermittelt der Sprache von dem geheimnisvollen Vorgange des Bewußtseins geben können.

Wir stellen also Etwas als Etwas vor; je nach dem als was wir Etwas vorstellen, wechselt die Vorstellung spezifisch; man spricht hier, wenig genau, von „Objektsunterschieden“ als differenzierenden Momenten, darf aber niemals vergessen, daß es sich weder um Unterschiede handelt, die von außen aufgedrängt werden, noch um Unterschiede eines „Objekts“, das mental existiert, daß vielmehr „Objekt“ ein synsemantisches Wort ist.

Kants berühmte „kopernikanische Wendung“ besagt, man dürfe nicht, wie bisher, verlangen, daß sich unsere Anschauung nach den „Gegenständen“ richte, sondern umgekehrt müsse eingesehen werden, daß der „Gegenstand (als Objekt der Sinne)“ sich nach unseren Anschauungen und Begriffen richte; allein weder richten sich unsere Anschauungen und Begriffe nach irgendwelchen Gegenständen, noch richten sich irgend-

welche Gegenstände nach unseren Anschauungen und Begriffen; denn damit Gegenstände sich nach unseren Anschauungen und Begriffen, oder diese sich nach irgendwelchen Gegenständen richten können, müssen vor allem „Gegenstände“ existieren. Aber gerade dasjenige, was Kant prägnant „Gegenstand, als Objekt unserer Sinne“ nennt, hat als bloßes „ens rationis“, vielmehr „ens sensationis“ keinerlei Existenz, Sein oder Bestand, es ist das Vorgestellte als solches, daß bloße Phänomen und das, was wirklich ist, sind wir, als Etwas-Vorstellende, etwas als Phänomen oder als Gegenstand-Objekt-Habende.

„Gegenstand als Objekt unserer Sinne“, „der intentionale, mentale Gegenstand“, ist ein bloß mitbedeutendes Wort — ein Synsemantikon. Es ist also, um das Gleichnis Kants beizubehalten, sowohl die aristotelisch-ptolomäische, als auch die kopernikanische Wendung unzutreffend.

Ich stelle Reales, Dingliches vor; und zwar sowohl solches, was ist, als auch solches, was nicht ist, ja geradezu unmöglich ist; es kann also in jenen Fällen, wo das, was ich zum Objekte habe, nicht ist oder nicht sein kann, auch von keiner Ähnlichkeit, von keiner Abbildung gesprochen werden. Das „Etwas-Ab-bilden“ gehört also ebensowenig zum Begriffe des Bewußtseins und speziell des Vorstellens, wie die Existenz dessen, womit ich mich beschäftige. — Erst wenn das, was ich vorstelle, als existierend erkannt, d. h. evident bejaht ist, kann die Frage aufgeworfen werden, ob in meinem Bewußtsein ein „Bild“, d. h. etwas ihm Ähnliches ist, besteht, oder existiert. Die Frage muß aber unbedingt verneint werden, denn, wenn ich Etwas mit Recht bejahe, oder etwas von Etwas mit Recht prädiere, so bejahe ich, so erkenne ich das Ding selbst, das Reale selbst, jenes „Etwas“ und jenes „Etwas“ von „Etwas“ selbst und nicht bloß etwas ihm Ähnliches. Die In-

tention des Erkennenden geht auf das „Ding an sich“ und weder auf das „immanente Objekt“, noch auf das „Bild“ des Dinges; sonst könnte das Tendieren niemals ein Transzendieren sein. Womit beschäftigt sich der seelisch sich auf Etwas Beziehende? Mit den Abbildern von Dingen? Nein! mit Dingen selbst, die er vorstellt, bejaht, verneint, liebt oder haßt!

Eine Klärung des der modernen Literatur so viel diskutierten „Gegenstandsproblems“ wird nicht früher eintreten, ehe man die Scheidung Brentanos zwischen rein vorstellendem und urteilendem, bzw. erkennendem Bewußtsein und seine Gegenstandslehre auf ihre Folgen hin durchdacht hat. — So ist es z. B. ein Grundirrtum eines Denkers wie Nicolai Hartmann (Grundzüge einer Metaphysik des Erkennens), daß er lehrt, Erkenntnis sei von Hause aus auf das Seiende gerichtet. Nicht die ontologische, sondern die gnoseologische Einstellung sei künstlich. — Hinter dem Gegenstande stehe die „seiende Sache“, als welche er letzten Endes vom Subjekt gemeint sei. (142/143). Das ist unrichtig; es steht durchaus nicht hinter allem, was ich zum „Gegenstande“ habe, die seiende Sache; wenn ich etwas, was ich zum Gegenstande habe, mit apodiktischer Evidenz leugne, so ist keine „seiende Sache“ vorhanden und kann keine vorhanden sein. Ich habe ebenso „Seiendes“ wie „Nichtseiendes“ zum Objekte, d. h. sowohl „Etwas, was ist“, als auch „Etwas, was nicht ist“. — Seit Aristoteles zieht sich eine Äquivokation durch die philosophische Literatur: das „On“ als Seiendes im Sinne des Dinglichen, Wesenhaften, Realen und das „On“ im Sinne dessen was ist (existiert, besteht). Das vorstellende Bewußtsein stellt Reales vor (hat es zum Objekte); ob das Reale „s ei e n d“ ist, das zu entscheiden, ist dem urteilenden Bewußtsein zugewiesen.

Die sogen. Erkenntnistheorie, die um diese Probleme ringt, begibt sich einer der wesentlichsten Hilfen, wenn sie, wie nach stillschweigendem Übereinkommen

übersieht, was Brentano in späterer Forscherarbeit zu ihrer Lösung beigetragen hat. Eine Auseinandersetzung mit diesen neuen Lehren Brentanos findet sich m. W. nur bei Anton Marty; aber auch er konnte sich von der Annahme nicht befreien, das Charakteristische für das Bewußtsein sei, in jenen Fällen, wo das, was ich vorstelle, tatsächlich existiert, eine Koexistenzrelation. Infolge dessen war sein eigener Beschreibungsversuch zum Mißlingen verurteilt. Nahm er, wenn das Ding existierte, eine „wirkliche Adaequation mit dem Was eines Dinges“ an, so mußte er für den Fall als es an einem solchen Dinge gebrach, eine bloß „mögliche oder hypothetische Adaequation“, als „relative Bestimmung“ annehmen. Da aber in dem einen und anderen Falle sich offenbar an dem Wesen des Vorstellens nichts ändert, so ist klar, daß die Bezugnahme auf die Existenz eines Dinges (S. 406 l. c.) in die Bewußtseinsdefinition überhaupt nicht hineingehört, und daß sie dadurch — wie ihm denn auch von einem Kritiker (Urbach) vorgeworfen wurde — zwiespältig wird.

Diesen und anderen Einwürfen entgeht Brentano, demzufolge das Bewußtsein niemals als Bezugnahme auf ein Existierendes als solches begriffen werden kann, sondern stets als „relative Bestimmung“ im Sinne eines „Relativlichen“. Bei alledem darf man niemals übersehen, daß die Aufgabe der Deskription vor allem darin zu bestehen hat, die Irrtümer zu beseitigen, die durch die Mangelhaftigkeit der Volkssprache und die Bilder der „innern Sprachform“ und der an ihr zuerst orientierten Philosophie entstanden sind; es ist dem Verständnis schon ein großer Dienst erwiesen, wenn man einsieht, als was das Bewußtsein nicht aufgefaßt werden darf, nämlich weder als Koexistenz-Relation zu etwas immanent oder mental Existierendem, noch als Koexistenz-Relation zu etwas transmental oder transzendent Bestehendem. Husserl hat wohl richtig gesehen, daß die sogen.

Bewußtseinsbeziehung nicht zwischen dem Bewußtsein oder Bewußtseinssubjekt und dem immanenten Objekt bestehen könne, hat aber an der von Brentano übernommenen Auffassung des Bewußtseins als einer Koexistenzbeziehung festgehalten; dadurch wurde er genötigt, in allen Fällen nach einem existierenden Korrelate des Bewußtseins zu suchen, und so fand er — richtiger gesagt: er fand er — seine „idealen Gegenstände“. Auch andere Forscher haben die letzten Arbeiten Brentanos über die sogen. psychische Beziehung völlig übersehen. Daß es dem wissenschaftlichen Fortschritte nicht förderlich sein kann, gerade die reifsten Früchte seines Denkerlebens achtlos zur Seite zu schieben, liegt auf der Hand. So unterläßt es beispielweise Otto Janssen in seinen Vorstufen zur *Metaphysik*“, dessen 1. Band „*Untersuchungen zur Bewußtseinslehre*“ bringt, Brentanos Selbstkritik zu berücksichtigen. Er möchte die herrschende Lehre berichtigen und die Auffassung des Bewußtseins als „Relation“ durch etwas Besseres ersetzen. Er sucht nun „alles auf das Gegebene zu reduzieren“. Es ist aber nicht einzusehen, welcher Vorteil hiermit gegenüber der Zurückführung auf die Immanenz des Objektes, oder auf das Intentionale, Immanente, oder Gehabte erzielt sein soll? „Ein Etwas“, sagt Janssen, „ist nur insofern evident „da“ oder gegeben, als es — in irgend einem Sinne für mein Bewußtsein evident gegeben ist, bzw. ein Bewußtsein von ihm Bestand hat“. Die von mir hervorgehobenen Worte machen ersichtlich, daß von einem evidenten Gegebensein von Etwas nur insofern geredet werden kann, als eben ein Bewußtsein von Etwas evident vorhanden oder wirklich ist. Die Reduktion auf das „Gegebene“ ist also nur eine Zurückführung auf ein „Bewußtsein von Etwas“. Die Frage aber ist die, ob und in welchem Sinne dieses „Bewußtsein von Etwas“ eine „Relation“ genannt werden darf. Daß es unhaltbar ist, es als eine Relation

im herkömmlichen Sinne zu bezeichnen, hat Brentano längst dargelegt.

Brentano hat aber noch mehr getan; die Relationslehre wurde von ihm einer fundamentalen Umgestaltung unterzogen. —

Nach der traditionellen und verbreitesten Auffassung besteht, wie gesagt, jede Relation zwischen zwei existierenden sogenannten Fundamenten, so z. B. die sogen. Relation der Ähnlichkeit zwischen dieser Kugel hier und jener Kugel dort; die Relation des Größerseins zwischen diesem Cajus da und jenem Titus dort.

Das Paradoxe daran ist nun aber bekanntlich, daß z. B. das Prädikat der Ähnlichkeit mit jener Kugel B, das ich von dieser Kugel A hier aussage, verloren gehen kann, ohne daß sich an der Kugel A das Geringste ändert; es genügt, wenn die Kugel B ihre Kugelgestalt verliert. Es ist also klar, daß es sich bei der Zuerkennung der „Ähnlichkeit mit B“ oder des „Größerseins als B“ um kein Prädikat von A handeln kann! Wie wäre es denn sonst möglich, daß dieses angebliche Prädikat ohne die geringste Änderung von A verloren geht? Die Sache klärt sich sehr einfach auf. In dem Satze „A ist größer als B“ sind zwei Anerkennungen, zwei Urteile ausgedrückt, nämlich sowohl die Bejahung von A, als auch die von B. Die Anerkennung von B ist aber nicht erforderlich, um dem A das Prädikat „größer als B“ zuzuerkennen. Zu diesem Zwecke genügt es, wenn ich B bloß vorstelle als der Größe nach geringer als A.

Höre ich also z. B. den Satz „Titus ist um einen Zentimeter kleiner als Cajus“ und kenne ich die Größe des Cajus, so erfahre ich genau, wie groß Titus ist. Ich habe also ein Prädikat von Titus indirekt durch die Vorstellung der Größe des Cajus gewonnen. Dieses Prädikat wird durch das Schicksal des Cajus in keiner Weise beeinflußt. Es handelt sich um eine indirekte, vermittelte Art der Größenbestimmung, für welche